

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Expedition: Gerbergasse 1.
Verleger: W. G. Schmidt, Dresden.
Druck: W. G. Schmidt, Dresden.

Redaktion: Annenstr. 45.
Spezialdruckerei: W. G. Schmidt.
Verlagsgasse Nr. 45.

Nr. 207.

Kosten für den Abonnenten
Dresden 1893

Dresden, Donnerstag den 7. September 1893

4. Jahrg.

Das Märchen von der christlichen Nächstenliebe.

In Leipzig tagte vergangene Woche ein Katholikentag, auf welchem auch gegen die Lehren des Sozialismus Stellung genommen wurde. Man müsse, hieß es, die Wurzel des Übels ausrotten, indem man zu dem Glauben zurückkehre und den Satz: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ zur Wirklichkeit werden lasse.

Zweitausend Männer riefen Bravo zu dieser Redenart und wollten doch ernst genommen werden! Für uns kann ein solches Schauspiel nur von komischer Wirkung sein und mit der größten Gemüthsruhe von der Welt können wir zusehen, wie die Herren Ultramontanen versuchen, „das Uebel mit der Wurzel auszurotten“.

Aus der Bibel kann man so ziemlich Alles herauslesen und wenn der Katholikentag dem Sozialismus mit einem Bibelspruch aufwarten will, so können auch wir, Angehörige der Hauptsache, das man es mit lauter Vertretern der reichen und wohlhabenden Klassen beim Katholikentag zu thun hat, uns auf einen Bibelspruch verlassen, der da lautet: „Eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher in das Himmelreich kommt!“ Aber für uns ist die Bibel keine überirdische Offenbarungsgabe, sondern ein Buch, wie andere Bücher auch, wie Thomas Münzer schon vor mehr als vierhundert Jahren auch gesagt hat. Darum wollen wir uns nicht in das Geiräp des Bibelgeizhals begeben, sondern auf dem Boden realer Verhältnisse bleiben.

Es ist gewiß ein schöner Spruch, vielleicht der schönste der Bibel, welcher anbefiehlt, den Armen und Kranken wie sich selbst zu lieben. Aber in der kapitalistischen Gesellschaft muß dieses Wort, so gut und menschlich es klingt, im Grunde verhallen. Gar manche „Heilige“ und manche große Kirchenlichter haben schon den Individualismus bekämpft, welcher das Wesen der modernen Gesellschaft ausmacht und in seinen Konsequenzen die Nächstenliebe einzulassen zur Illusion werden läßt, indem er notwendiger Weise zum Egoismus wird. Schon die Kirche des Mittelalters, die in ihren sozialen Aufgaben sich weit höher gestellt hatte, als die heutige, kam nur wenig über die Wohlthätigkeit hinaus; die Kirche von heute hat sich den kapitalistischen Interessen angeschlossen. Die ultramontane Partei hätte die „Nächstenliebe“ zeigen können, als es geht, durch eine einsparnde Arbeiterbeschäftigung schwache Frauen und Kinder gegen die ausbeutenden Mächte der Großindustrie zu schützen; man wußte sich aber wohl erinnern,

Ungarns politische Zustände und der gegenwärtige Stand seiner sozialdemokratischen Bewegung.

Wohl in keinem monarchischen Staate des Kontinents hat sich der furchtlose Wuth einer unbeschleunigten Freiheit besser konzentriert, als in dem ehemaligen Völkchen, wo in einigen Jahren die „patriotische“ Bourgeoisie die tausendjährige Erinnerung an die Befreiung durch den Stammesfürsten Napos mit patriotischem Pomp zu begehen geernt. Tausend Jahre der Knechtschaft, der politischen Rechtslosigkeit, der wirtschaftlichen Unterdrückung des Schwächeren durch den Stärkeren bedeutet dies für das Volk. Zuerst die Sklaverei, dann Leibeigenschaft, und jetzt die vielgerühmte „Freiheit“ des Arbeitsvertrages; den gleichen Gang der Entwicklung wie in den westlichen Staaten hat auch das ungarische Volk durchgemacht — ein schmerzlicher Beweis für die Mächtigkeit der durch die Besitzmacht einer Klasse bedingten herrschaftlichen Abhängigkeit und ein glänzendes Zeugnis zu Gunsten des Prinzips der Internationalität des Völkertums.

Und nach beinahe tausend Jahren hat Ungarn, die Ackerbauern Europas, wo nach einem alten Volkslied Milch und Honig in den Wäldern fließt, mitten im Reich des Verkehrs, in dem wir nun leben sollen, glücklich seine — Hungerröthe erreicht. In einem Lande, wo durch die Beibehaltung allerjährlicher Millionen — auch in den Hungerjahren 1892 — in die Taschen der Kornhändler und Großgrundbesitzer fließen, sind zahllose Landwirtschaftliche Proletarier in Oberungarn eines qualvollen Hungertodes gestorben. Dann erst wollten sich die Wohlhabenden auf, um durch die Veranlassung rührender Feste, auf welchen für den angewandten Luxus mehr verschwendet wurde, als viele Proletarier-Familien jährlich verbrauchen „dürfen“, den Straßenrücken Rand, den sie selbst vollbracht, mit dem fabelhaften Mantel christlicher Nächstenliebe zu verdrängen.

Das sind Symptome, welche berechtigt Weise auf eine große Zerfahrenheit der wirtschaftlichen und insofern auch der politischen Zustände schließen lassen, einer Zerfahrenheit, welche hauptsächlich einen bedeutenden Grad erreicht hat. Panama im Parlament, Korruption in der Verwaltung, echte Hungerröthe, Sturz und Degeneration der Rasse ist die Reihenfolge der Medaille.

Ungarn, das sich durch die sog. pragmatische Sanction mit Oesterreich gemeinschaftlich in das Glück der Personalunion der Habsburger thron, besitzt keine eigene Verfassung, kein selbständiges Ministerium, kein unabhängiges Parlament, welches jährlich in Form von Delegationen, die abwechselnd in Budapest und Wien tagen, die gemeinsamen

Genlleton.

„Es wird wohl nicht so schlimm sein,“ sagte die Gräfin, und sie verzückte zu lächeln. „Randl ist doch ihr Kind und eine Mutter wird gegen ihr Kind niemals zu hart sein. Die Randl verdient wohl eine strenge Zucht, und vielleicht ist sie selbst lieblos gegen die alte Mutter.“

„O nein, gnädige Gnaden,“ rief Kalkrein, „schlechter werden, die Randl ist brav, durchaus brav, und sie giebt ihr, was sie braucht, und mehr, sie ist auch geduldig gegen sie und sagt ihr kein böses Wort. Freilich, so was man sagt, gern haben thut sie's nicht, aber das ist kein Wunder bei der da. Ich weiß nicht recht, ich bin ein alte Jungfer, aber ich hab' immer geglaubt, die Mutter ist Glück und Segen für's Kind, und so lang' die Mutter lebt, kann's dem Kind nicht an Ernst und auch nicht an Beistand fehlen, die aber, die ist ein Unglück für ihr Kind, sie ist die Qual und die Warte, sie ist der Randl ihr böser Geist.“

Die Gräfin erlosch. Unwillkürlich wendete sie sich nach dem Werke hin, von dem die Rede war, und sie schauderte zusammen, als sie den bösen, schadenfrohen Blick auffing, der aus diesem, vorher so starren Augen aufblitzte.

Die Kalkrein war jetzt im Zuge; sie fuhr fort: „Ich hab' der Fuderin schon gar oft in's Gewissen gredt, aber es nutzt nichts. Vielleicht könnten Euer Gnaden ihr besser sagen, daß das, wie sie's treibt, ganz unglücklich ist und ganz unumkehrlich; sie ist freilich wie ein Steinseifen, die Alte, aber vielleicht macht's doch ein Eindruß.“

„Ich will's versuchen, Kalkrein,“ sagte die Gräfin angelegentlich, „ja, ich will mit ihr reden, ich will ihr ihre Pflichten auseinandersetzen; Sie liebe Kalkrein, können wir einen Gefallen thun. Gehen Sie in's Gemeindegasthaus und sehen Sie nach, ob mein Wagen schon angekommen ist; ist dies nicht der Fall, so ermaßen Sie ihn dort, und Sie führen dann meine Kammerfrau, die mitgegangen kommt, herber. Gehen Sie sogleich, ich

Stefan vom Grillenbock.

Die Kalkrein Nieß, an ihrer Schürze zupfend, vor der Gräfin stehen; sie wußte nicht, wie sie mit einer so hohen Dame in ein Gespräch kommen und wie sie es anstellen sollte, um dabei recht manierlich zu sein.

Die Gräfin ließ ihr nicht die Zeit, darüber nachzudenken; sie begann sogleich in ihrer freundlich gewinnenden Weise: „Nun, liebe Kalkrein, es ist jetzt über ein Jahr her, daß wir uns nicht gesehen haben, seitdem hat sich hier Vieles verändert.“

„Ja, wohl, gar viel,“ bestätigte Kalkrein, „aber die Schlimmste ist halt doch, daß wir gar nicht mehr, wie es unserem guten Professor geht.“

„Schlimm? wozu die Gräfin nicht. „Das ist sehr traurig,“ sagte sie, und sogleich auf ein anderes Thema überspringend und sich gegen die Mutter wendend: „Das ist also Randl's Mutter, wahr wahr?“

„Ja, gnädige Gnaden, ihre liebliche Mutter.“

„Wie ist die Mutter?“

„Eben ein paar hübsche Jahre her.“

„Wenn ich nicht irre, hat mir Professor Wästel erzählt, sie hätte einmal in Feistritzgraben ein hübsches Anwesen besessen?“

Die Gräfin drückte bei diesem Namen den Kopf in die Hände wie fremde Frau verdrückt an.

Die Kalkrein nickte der Gräfin bejahend zu.

„Nun, die Frau hat einmal bessere Tage gehabt, und darum muß man's ihr auch nachsehen, wenn sie noch allweil so anspruchsvoll ist und so trotzig thut. Nur daß sie mit ihrer Tochter so schlecht umgeht, das ist schlecht vom ihr, und kann ich ihr nicht verzeihen.“

„Trotz!“ antwortete es vom Fenster her. Eine kleine Hand streckt sich aus und wies gegen die Thür.

Valerie ging auf die Thüre zu. Ein leiser, unterdrückter Laut der Qual drang wie ein Seufzer über die zusammengepressten Lippen der Randl, während sie sich noch hinter in die Fensterstange zurückzog. So war es also doch gekommen, wie sie es gefürchtet hatte; sie, die Welcke, kam zu dem Geliebten; sie verzückte nicht auf ihn, sie war erschienen, um ihre unbestreitbaren Rechte in Anspruch zu nehmen, um an seiner Seite zu bleiben, um ihn zu warten, zu pflegen. Was konnte sie dagegen thun? Sie mußte es baldend mit ansehen. Und wenn Valerie ihn mit sich fortnehmen wollte — durfte sie ihn dieser verweigern? Dem Vater gegenüber, der ihn ungerathet behandelte, vor dem Bruder, der ihn mißhandelt hatte, sühnte sie sich stark; aber diese Liebe ihn, und Stefan hatte ihr das Recht dazu gegeben, — sie mußte ihr weichen. Randl empfand in diesem Augenblick wieder all' die namenlose Qual der Eifersucht.

Valerie war bei der Thüre angelangt. „Kann ich eintreten? Ist er allein?“ fragte sie zurückgewendet.

„Ja.“

„Niemand sei ihm?“

„Nein.“

Sie streckte die Hand nach der Thürklinke aus und zog sie wieder zurück. „Er liegt im Bett,“ lächelte sie. Dann nach einer Pause: „Stimmen Sie mit, Randl.“

Randl fuhr auf, ihre Augen schienen sich in der Dunkelheit zu vergrößern; mit einigen Schritten war sie bei Valerie. „Sie wollen, daß ich dabei sein soll, wenn Sie geht — zu ihm hineingehen?“

„Ja, will, daß Sie mich hineinleiten, mir ist so bang.“

(Fortsetzung folgt.)

„Trotz!“ rief die Gräfin dringender, als sie die hölzernen Kalkreins bemerkte.

„Aber — soll ich gnädige Gnaden allein lassen, wie der da? Sie ist oft bösserig, Hönders wenn man ihr was sagt, was ihr nicht gefallen thut.“

„Sie sind unbesorgt, liebe Kalkrein, ich fürchte mich nicht vor ihr, übrigens ist ja die Randl im Hause und Gräfin Valerie.“

„Ja, ja, freilich, nun, wie gnädige Gnaden beschließen. Ich geh.“ Sie trippelte hinaus. Sie zog die Thor sorgsam hinter sich zu, aber sie lehnte sie nur an, vor sich halber, und ein Gleiches that sie mit der Rückenthür. Man konnte auf diese Weise einen allenfallsigen Hörsen hindern hören.

Die Gräfin ähmelte bedrieblig auf. Sie hatte ihren Zweck erreicht. Sie war allein mit dem Werke, dem sie vor siebzehn Jahren ihr neugeborenes Kind zur Pflege übergeben hatte. Dieses Werk, es sollte ihr jetzt den Tod dieses Kindes, der im Kirchengebäude verzeichnet worden, beständigen. Hier sollte zwischen zwei Müttern die Entscheidung fallen; in dem Zimmer des Professors hielten zwei Nebenbuhlerinnen einander gegenüber.

Valerie war mit leisen Schritten in das Arbeitszimmer ihres Oheims getreten.

Es war fast dunkel draußen. Aus dem anstehenden Gemache fiel durch die Thürspalte ein schwacher Lichtschein. Valerie ging drauf los, dann in der Mitte des Zimmers angekommen, blieb sie stehen, zögernd und ungewiß, ob sie ohne Führung weitergehen sollte. Warum war ihr Randl nicht entgegengekommen? Sie sah sich um; dort zwischen dem Fenster lehnte eine Gestalt, sie erkannte an der seltenen Silhouette, daß es die Randl war. Valerie erwartete, daß sie zu ihr heran kommen werde, um sie zu begrüßen, diese aber blieb unbeweglich.

„Randl!“ rief jetzt Valerie und an dem leisen Ton der Stimme drückte sich Stolz und Wuth aus. „Ich wünschte Herrn Stefan zu sehen.“

„Trotz!“ antwortete es vom Fenster her. Eine kleine Hand streckt sich aus und wies gegen die Thür.

Valerie ging auf die Thüre zu. Ein leiser, unterdrückter Laut der Qual drang wie ein Seufzer über die zusammengepressten Lippen der Randl, während sie sich noch hinter in die Fensterstange zurückzog. So war es also doch gekommen, wie sie es gefürchtet hatte; sie, die Welcke, kam zu dem Geliebten; sie verzückte nicht auf ihn, sie war erschienen, um ihre unbestreitbaren Rechte in Anspruch zu nehmen, um an seiner Seite zu bleiben, um ihn zu warten, zu pflegen. Was konnte sie dagegen thun? Sie mußte es baldend mit ansehen. Und wenn Valerie ihn mit sich fortnehmen wollte — durfte sie ihn dieser verweigern? Dem Vater gegenüber, der ihn ungerathet behandelte, vor dem Bruder, der ihn mißhandelt hatte, sühnte sie sich stark; aber diese Liebe ihn, und Stefan hatte ihr das Recht dazu gegeben, — sie mußte ihr weichen. Randl empfand in diesem Augenblick wieder all' die namenlose Qual der Eifersucht.

Valerie war bei der Thüre angelangt. „Kann ich eintreten? Ist er allein?“ fragte sie zurückgewendet.

„Ja.“

„Niemand sei ihm?“

„Nein.“

Sie streckte die Hand nach der Thürklinke aus und zog sie wieder zurück. „Er liegt im Bett,“ lächelte sie. Dann nach einer Pause: „Stimmen Sie mit, Randl.“

Randl fuhr auf, ihre Augen schienen sich in der Dunkelheit zu vergrößern; mit einigen Schritten war sie bei Valerie. „Sie wollen, daß ich dabei sein soll, wenn Sie geht — zu ihm hineingehen?“

„Ja, will, daß Sie mich hineinleiten, mir ist so bang.“

(Fortsetzung folgt.)

„Trotz!“ antwortete es vom Fenster her. Eine kleine Hand streckt sich aus und wies gegen die Thür.

Valerie ging auf die Thüre zu. Ein leiser, unterdrückter Laut der Qual drang wie ein Seufzer über die zusammengepressten Lippen der Randl, während sie sich noch hinter in die Fensterstange zurückzog. So war es also doch gekommen, wie sie es gefürchtet hatte; sie, die Welcke, kam zu dem Geliebten; sie verzückte nicht auf ihn, sie war erschienen, um ihre unbestreitbaren Rechte in Anspruch zu nehmen, um an seiner Seite zu bleiben, um ihn zu warten, zu pflegen. Was konnte sie dagegen thun? Sie mußte es baldend mit ansehen. Und wenn Valerie ihn mit sich fortnehmen wollte — durfte sie ihn dieser verweigern? Dem Vater gegenüber, der ihn ungerathet behandelte, vor dem Bruder, der ihn mißhandelt hatte, sühnte sie sich stark; aber diese Liebe ihn, und Stefan hatte ihr das Recht dazu gegeben, — sie mußte ihr weichen. Randl empfand in diesem Augenblick wieder all' die namenlose Qual der Eifersucht.

Valerie war bei der Thüre angelangt. „Kann ich eintreten? Ist er allein?“ fragte sie zurückgewendet.

„Ja.“

„Niemand sei ihm?“

„Nein.“

Sie streckte die Hand nach der Thürklinke aus und zog sie wieder zurück. „Er liegt im Bett,“ lächelte sie. Dann nach einer Pause: „Stimmen Sie mit, Randl.“

Randl fuhr auf, ihre Augen schienen sich in der Dunkelheit zu vergrößern; mit einigen Schritten war sie bei Valerie. „Sie wollen, daß ich dabei sein soll, wenn Sie geht — zu ihm hineingehen?“

„Ja, will, daß Sie mich hineinleiten, mir ist so bang.“

(Fortsetzung folgt.)